

Muss unsere Jugend mehr geschützt werden?

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **25 (1957)**

Heft 3

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-567776>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Muss unsere Jugend mehr geschützt werden?

*Diskussion über die sittliche Gefährdung der Jugend im Zürcher Gemeinderat
am 6. Februar 1957*

Der Schutz der Jugend steht für jeden verantwortungsbewussten Menschen ausser Frage. Dass er in geschlechtlicher Hinsicht ein besonderes Gewicht erhält, ist ebenso selbstverständlich. Der entscheidende Punkt liegt nur in der Stellungnahme des Einzelnen und des Staates zum Erotischen überhaupt. Unsere Gesetze stehen auch heute noch stark unter kirchlichen Anschauungen; ob dies auch von der rein christlichen Lehre her vertretbar ist, bleibe dahin gestellt, denn bereits konfessionelle Interpretationen christlicher Gedankengänge gehen oft weit auseinander. Sie aufzuzeigen, wäre Aufgabe eines umfassenden Werkes, das erst die sachliche Grundlage für eine restlos klärende Diskussion ergäbe. Halten wir uns also in dieser Frage an das, was wir in den Tageszeitungen unserer Stadt als «sittliche Forderung der Allgemeinheit» in der letzten Zeit zu lesen bekamen. —

In den meisten Berichten trat wieder, wie bereits vor 25 Jahren anlässlich der Schaffung des neuen Gesetzesparagrafen, eine verhängnisvolle Verallgemeinerung zutage, die man durch die Forschungen eines Kinsey und anderer moderner Wissenschaftler zumindest bei Regierungsvertretern und Berichterstattern überwunden glaubte. «Die Homosexuellen» waren wieder einmal samt und sonders die Verführer und Schänder der männlichen Jugend und *die* Homosexualität eine lasterhafte und krankhafte Erscheinung. Was die Schöpfer des neuen Sexualstrafrechts, Prof. Dr. Ernst Hafter und Prof. Dr. Eugen Bleuler, vor drei Jahrzehnten geschrieben und bewiesen haben, ist bis heute nicht in den Rathaussaal der Stadt Zürich gedrungen. Einzig ein mutiger Sozialist, Herr H. Ott, fand Formulierungen, welche die ganze Frage aus der zweifelhaften Atmosphäre herausrissen und sie in die grossen Zusammenhänge des Lebens stellte, in dem auch die Sexualität nicht nur verdrängt, sondern eben gelebt und zu einer Lebensaufgabe gestaltet werden muss. Wir halten es für wichtig, diese Ausführungen, so wie sie uns das «Volksrecht» vom 7. Februar berichtet, hier festzuhalten, umsomehr als keine bürgerlichen Zeitungen dieser Stellungnahme den gebührenden Raum gewährten. Wir lesen:

«H. Ott (soz.) ist erfreut, dass der Interpellant seinen Vorstoss nicht mit einer Verurteilung verband und nicht der Homosexualität den «kalten Krieg» erklären wollte (Heiterkeit). Allerdings waren die Interpellation und die Ausführungen von Dr. Wolfensberger an die falsche Adresse gerichtet, sie hätten richtigerweise an das Schulamt, den gesamten Stadtrat und an die gesamte Gemeinde gerichtet werden sollen, die Polizei allein kann hier nichts ausrichten.

Die Antwort des Stadtrates bezeichnet H. Ott als sehr gut und ausführlich. Erfreulich ist, dass er *nicht von einer Zunahme der Gefährdung der Jugendlichen* gesprochen hat. Den Beweis für diese Feststellung kann man überall erhalten: An der Gewerbeschule und an der Kantonsschule *erklären die Aerzte und Lehrer, dass die Homosexualität nicht zugenommen habe*. In Zürich wurde der Film «Rock'n'Roll» von den sogenannten «Halbstarken» eindeutig abgelehnt. (Die Zürcher Jugend hat ihm sozusagen die kalte Schulter gezeigt.) —

Da wo die Homosexualität als Lebenserscheinung einmal konkret vorhanden ist, können wir sie nicht mehr bekämpfen. Es ist eine Tatsache, dass homo mollis bis in die obersten «Spitzen» und «Stützen» der Gesellschaft, in der Literatur und in der Kunst vertreten sind. Das ist ein Problem für sich. Der Blick auf die Menschheitsgeschichte zeige, dass von der Antike bis zur Gegenwart, trotz den Forschungen eines Heeres von Wissenschaftlern, *das Rätsel der Homosexualität von niemandem gelöst worden sei. Wahre Homosexualität sei keine Krankheit, keine Entartung, keine Varietät, sondern ein «Zustand» und bleibe ein Menschheitsrätsel*. Im Vergleich zur starken Bevölkerungsvermehrung und zum Wachstum der Grosstädte könne verhältnismässig eher ein Rückgang der Homosexualität festgestellt werden. Kinsey habe in seinem «Report» für Amerika mit einem Satz von etwa 4 Prozent gerechnet.

Ott findet es für gut, dass Dr. Wolfensberger gerade die sozialen Faktoren und die Umweltsbedingungen hervorgehoben habe. Dankbar ist er dem Interpellanten für die Feststellung, dass die Gefahr für diejenigen Jugendlichen am stärksten sei, die nicht zur regelmässigen Arbeit gehen. In den sozialen Faktoren und in der Erziehung liege die Möglichkeit für den vermehrten Schutz der Jugendlichen. Die Untersuchungen und Feststellungen von bedeutenden modernen Forschern, die in Helmut Schelskys «Soziologie der Sexualität» (rororo) summiert werden, bestätigen wissenschaftlich, was Wolfensberger und Hübscher dargelegt haben. Die Ursachen für die Gefährdung liegen in der Umwelt, in den Familien- und Arbeitsverhältnissen. Daher wäre es zu wünschen, wenn zum Beispiel endlich für die Zürcher Jugend das längst projektierte Jugendhaus erstellt würde.» —

Ueber die «wissenschaftlichen Summierungen» eines Helmut Schelsky in seiner «Soziologie der Sexualität» sind wir zwar anderer Ansicht; ein Arzt hat bereits in einem früheren Heft dazu Stellung genommen. Was aber der Diskussionsredner sonst ins Feld führte, zeugt von einer Weltoffenheit und einer Ritterlichkeit dem in eine andere Lebensform gestellten Homoeroten gegenüber, die alle Hochachtung verdient. Zu bedauern bleibt nur, dass keiner der andern Redner etwas von der Vielschichtigkeit des Themas anklingen liess.

Dass es in unserer Stadt auch Fälle von männlicher «Gelegenheits-Prostitution» gibt, wird wohl zutreffen. Ihr eine Märtyrer-Krone aufsetzen zu wollen, wird niemandem von uns einfallen. Prostitution bleibt immer etwas Herabwürdigendes, bewege sie sich nun in homosexuellen oder heterosexuellen Bahnen. Erstaunlich war, dass man ständig nur von der Gefährdung der männlichen Jugend hörte, nie von der der weiblichen. Der «Kreis» hat sich von jeher auf den Boden des geltenden Gesetzes gestellt, ohne damit dokumentieren zu wollen, dass es dem wirklichen Leben und der heutigen Forschung gerecht werde. Nur der volljährige und stimmberechtigte junge Mann erhält zu unseren Veranstaltungen Zutritt, obwohl die geschlechtlichen Funktionen bei ihm viel früher in Erscheinung treten. Moderne Aerzte behaupten nach ihren Beobachtungen, dass sie sogar zwei Jahre früher einsetzen als vor kaum 30 Jahren. Man braucht kein Lüstling und kein Verführer zu sein, um zu erkennen, dass das Leben eben stärker ist als noch so klug und vorsorglich ausgedachte Gesetze. Und so

tut die Allgemeinheit nach wie vor so, als ob der junge Bursche kein Geschlechtsleben habe, bis er heiratet, mag das auch erst mit dreissig Jahren sein! Hier klafft eine grosse Lücke und eine grosse Lüge in der Haltung der Allgemeinheit, einerlei ob es sich um homosexuelle oder heterosexuelle Menschen handelt. Anstatt der drängenden Erotik des jungen Menschen einen gestaltenden Weg zu weisen, leugnet man sie, drängt sie ins nächtliche Dunkel, in den Schatten des Schmutzigen, und nimmt so dem Eros den Sinn: die Liebe, die sich körperlich mitteilen und sich im lebendigen Du austauschen will. Mehr und mehr steigern sich die Zahlen der minderjährigen unehelichen Mütter; Aerzte sprechen davon, dass in Zürich auf eine Geburt eine Abtreibung falle. Es wäre sicher gut, wenn auch von dieser Gefährdung einmal öffentlich gesprochen würde!

Eine beruhigende Gewissheit ergaben wenigstens diese Diskussionen im Zürcher Gemeinderat: die «sittliche Gefährdung der Jugend durch die Homosexuellen» hat *nicht* zugenommen, wie behauptet wurde. Es mag sein, dass das «Homosexuelle» sich da und dort heute stärker bemerkbar macht als früher, ganz einfach deshalb, weil auch die jungen Menschen, die die homoerotische Gefühlsart mitbekommen haben, dieser Frage unbeschwerter gegenüberstehen als wir Älteren in unserer eigenen Jugend, als dieses ganze Thema noch völlig tabu war. Manchmal scheint es auch uns, dass mehr Reserve in der Öffentlichkeit der Beurteilung unserer Art mehr dienen würde als zu lautes Gebaren, und zwar aus dem guten Grunde, weil homoerotisches Sein sehr verschiedene Formen aufweist und der sich auffallend gebärdende Teil bestimmt nur eine Randerscheinung unserer Art darstellt. Dass es «Geldgeber» gibt, die an jungen Menschen in mehr als einer Hinsicht schuldig werden, ist bei uns eine ebenso bekannte Tatsache wie in heterosexuellen Beziehungen. Nur sollte man nicht gleich hinter jedem Geschenk eine Prostitutionssituation wittern. Es gibt auch da Geschenke aus kameradschaftlicher Zuneigung und aus — Liebe. —

Sicher ist: nach diesen Diskussionen wird der Homoerot in unserer Stadt einer stärkeren und aufmerksameren Beurteilung unterworfen sein als bisher. Richte jeder sein Leben so ein, dass er vor dem Urteil des einsichtigen Mithürgers bestehen kann. Wir sind in ein rätselvolles Dasein gestellt, haben aber auch eine Aufgabe mitbekommen, an der wir uns bewähren müssen oder — vor der wir versagen. *Rolf.*

Aus dem Brief einer Frau an den „Kreis“

Herzlichen Dank für ihre lieben Worte. Sie sind offenbar verwundert, dass ich meinen Mann «trotzdem» gern habe. Natürlich gehört zu einem restlos idealen Fall auch die Erotik, aber es ist nun einmal nirgends alles beisammen. Ich wusste ja um die Veranlagung meines Mannes. Daneben hat er aber noch genügend Qualitäten und Gaben, die es wert sind, Arbeit und Leben mit ihm zu teilen. Mir scheint, dass wir Frauen mit unserem Lieben weniger von der Erotik abhängig sind als die Männer. In jeder Ehe müssen beide zugunsten des anderen oder der Gemeinschaft ab und zu auf eigene Wünsche verzichten können. So schlimm ist das auch nicht, denn wie oft steckt in einem freiwilligen Verzicht bereits der Keim zu einem unerwarteten Gewinn.

Ich glaube, dass ihr Homosexuellen durch das ständige Sich-wehren und Behaupten-müssen Gefahr lauft, die Erotik auf Kosten des übrigen menschlichen Daseins zu stark zu betonen und in den Vordergrund zu stellen.